

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch

Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde

Band: 89 (1969)

Nachruf: Leo Weisz : 19. Juni 1886 - 24. Dezember 1966

Autor: Ulrich, Conrad

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

CONRAD ULRICH

Leo Weisz

19. Juni 1886 - 24. Dezember 1966

Wer sich nur etwas über das übliche Mass hinaus für zürcherische Geschichte interessiert, wird auf den Namen Leo Weisz stossen: liesse ihn vielleicht die ungewohnte Orthographie des Eigennamens auf einen Ortsfremden schliessen – weder die Thematik der Werke noch vor allem die augenfällig tiefe Vertrautheit mit den zürcherischen und schweizerischen Verhältnissen könnte dies im geringsten bestätigen. Und doch steht hinter dieser Fülle lokalhistorischen Wissens ein Autor, dem Zürich und die Schweiz Refugium und zweite Heimat geworden sind, und dessen erste Lebensjahrzehnte kaum seine spätere enge Verbindung zu unserem Lande hätten ahnen lassen.

In Barcs am 19. Juni 1886 geboren, in Kronstadt, Budapest und Siklos bei Pecs aufgewachsen, wurde Leo Weisz vom grossen ungarischen Reichsteil der alten Donau-Monarchie unverkennbar geformt. Dank seinem Herkommen vereinigte er in sich deutsche, ungarische und jüdische Elemente aus der von Siebenbürger-Sachsen abstammenden väterlichen und der wienerisch-ungarischen mütterlichen Familie Mauthner. Ältester Sohn einer kaum dem Kindesalter entwachsenen Mutter und des wesentlich älteren Vaters, war er in einen beachtlichen Wohlstand hineingeboren worden: Als Waldbesitzer und Holzindustriellen gehörten dem Vater ausgedehnte Waldgüter im Umfang von gegen 20 000 Hektar, nahe von Kronstadt in Siebenbürgen. Eine frühverstorbene Schwester und ein jüngerer Bruder bildeten den engsten Familienkreis, dessen Sorglosig-

keit der frühe Tod des Vaters (1891), über den die kaum 21jährige Witwe nie hinweg kam, schwer beeinträchtigte. Infolge der menschlich veränderten Umstände übersiedelten die Weisz in den Kreis der mütterlichen Familie. Die beiden Brüder der Mutter, urbane Kaufleute aus Siklos, nahmen sich nun nicht nur der Verwaltung der Güter ihres verstorbenen Schwagers an, sondern hatten auch, was für den zweiten Lebensabschnitt wichtigster Besitz werden sollte, ein grosses Verständnis für die Bildungsfreude des jungen Leo. Ihrem Weitblick ist es zu verdanken, dass der aufgeweckte Knabe aus betont reforzierter Familie ins Zisterzienser-Kollegium nach Pecs geschickt wurde, dem er, wie er erzählte, verdankt, dass er nicht den einfachen und näherliegenden Weg in den Kaufmannsstand gewählt habe.

Bereits während der Schulzeit wurde er mündig erklärt, um sich an der Verwaltung des väterlichen Erbes, das durch den Wegzug der Familie in eine andere Landesgegend gelitten hatte, wirkungsvoll beteiligen zu können. Dem Abschluss der Gymnasialzeit folgte eine ausgedehnte Bildungsreise rund um das Mittelmeer, an die sich die ersten Studienjahre in Budapest und Wien anschlossen. Der wirtschaftlichen Grundlage der Familie entsprechend, bildete sich Leo Weisz zum Forstingenieur aus, begann aber zugleich die in Pecs empfangenen Anregungen auszuwerten und sich auch mit historischen Studien zu befassen. In Paris, München, Grenoble und an andern Universitäten vervollständigte er seine Bildung – am bedeutsamsten für den nunmehr 24jährigen sollte aber ein Aufenthalt in Zürich werden. Seit einigen Jahren dozierte hier Heinrich Sieveking, den er bereits von Berlin her kannte, Wirtschaftsgeschichte, ein Gebiet, das Leo Weisz, der sich vorerst an der ETH immatrikuliert hatte, ganz besonders anzog. Praktische Erfahrungen und theoretisches Wissen erlaubten ihm zu Anfang des Jahres 1914 in Zürich mit einer Arbeit über «Die Forstwissenschaft in Ungarn» zu doktorieren.

Die Begegnung mit den schweizerischen, besonders den zürcherischen Verhältnissen beeindruckte den jungen Ungarn stark. Hatte er von zu Hause die Neigung zum grosszügigen Lebenszuschnitt, die Freude am Reiten, am Büchersammeln – kurz an einem Standard, der weit über dem Durchschnitt desjenigen seiner Kommilitonen lag, mitgebracht, so fand er hier eine Freiheit im geistigen Umgang und in den sozialen Verhältnissen vor, die ihn zutiefst ansprach und ihn bereits damals mit dem Gedanken spielen liess, für die Zukunft eine engere Beziehung zu diesem Lande vorzusehen. Denn auch weniger Hellhörige als er schauten mit Bedenken auf die Entwicklung in

Österreich-Ungarn, obgleich sie kaum ahnten, dass der Zusammenbruch des Reiches ein so katastrophaler werden sollte, wie er wenige Jahre später Tatsache war.

Die Ereignisse des Sommers 1914 liessen den Sappeurleutnant Weisz zu seinem Regimente heimkehren, welches bald an die Front geschickt wurde. Bereits im Frühjahr 1915 traf ihn eine schwere Verwundung – der Luftdruck eines krepierenden Geschosses hatte ihn von einer Brücke in den Karpaten geworfen –, und nahezu ein Jahr verbrachte der zeitweise Erblindete in Lazaretten, um dann, geheilt, dem Stabe des Feldmarschalls Mackensen zugeteilt zu werden, in welchem er als Versorgungsoffizier seinen praktisch-organisatorischen Sinn entfalten konnte. Das Kriegsende erlebte er bei diesem Truppenteil und geriet schliesslich in rumänische Gefangenschaft. Durch eine abenteuerliche Flucht entzog er sich der Vollstreckung des Todesurteils und erreichte über Jugoslawien und Italien im Laufe des Jahres 1919 Zürich wieder. Er stand am Anfang eines neuen Lebensabschnittes, der sich unter weitestgehend veränderten Verhältnissen abspielen sollte: Unter den zwei Dritteln an Land und Bevölkerung, die das alte Ungarn auf Grund eines mehr als zweifelhaften Selbstbestimmungsrechtes im Frieden von Trianon an die Nachfolgestaaten verlor, befanden sich auch die Weisz'schen Waldgüter in Siebenbürgen. Die Möglichkeit, Rumäne zu werden, lehnte der verabschiedete k. u. k. Offizier ab, und der Nationalitätenwechsel hätte vermutlich auch wenig gerettet, da der Grundbesitz der ehemaligen Ungarn ohnehin den enteignungsgleichartigen «Landreformen» zum Opfer fiel. Im Auftrage schweizerischer und deutscher Firmen hat Leo Weisz als Forstspezialist verschiedentlich die alte Heimat wieder bereist und versucht, auch für sich die Folgen der Ereignisse zu mildern, ohne aber die Situation wesentlich ändern zu können.

Vor diese Tatsachen gestellt, erkannte er, dass nun der einst vage geplante Moment zur Übersiedlung in die Schweiz gekommen sei, und er begann sich in Zürich auf dem Fundus seiner forstwissenschaftlichen, nationalökonomischen und historischen Studien als Privatgelehrter eine neue Existenz aufzubauen. Bald boten sich Gelegenheiten für Gutachten über forstliche Belange für grosse Unternehmen; er veröffentlichte erste Früchte archivalischer Studien und hielt später auch verschiedene Volkshochschulkurse. Bereits aus dem Jahre 1919 datiert sein Kontakt mit der «Neuen Zürcher Zeitung», der er bis zu seinem Tode als freier Mitarbeiter treu blieb. Wenn einmal die Bibliographie seiner weitverstreuten Arbeiten zusammen-

gestellt sein wird¹, dürfte gerade aus den «NZZ»-Artikeln das ungemein breite geistige Spektrum von Leo Weisz zutage treten.

Im Jahre 1923 verheiratete er sich mit einer in Zürich aufgewachsenen Schweizerin aus welscher Familie, Cécile Cachin, und stellte durch diesen Schritt eine endgültige Verbindung zur neuen Heimat her, mit der er sich nach und nach vollkommen identifizierte und die er auch trotz verlockender Berufungen nicht mehr verlassen hat. Mit der hinter ihm liegenden Jugend schien er abgeschlossen zu haben. So packend er in späteren Jahren von seinen nicht alltäglichen Erlebnissen und Erfahrungen während und nach dem Ersten Krieg berichtete – die Jugendjahre, die enge eigentliche Heimat schienen mit dem Tabu des verlorenen Paradieses behaftet zu sein; er liess bewusst, sei es aus Bescheidenheit oder aus Selbstschutz, seinen Zuhörer den Gegensatz zwischen dem ganz auf das Geistige ausgerichteten Lebensbezirk im Hause an der Gladbachstrasse und dem unbeschwert Dasein der Zeit vor 1914 kaum ahnen.

In die zürcherische Welt fühlte er sich mit der Anpassungsfähigkeit des Sensiblen ein, wusste sie aber auch mit dem scharfen Blick des von aussen Kommenden zu prüfen und kritisch zu verstehen. Die grosse Verschiedenheit zwischen der geschichtlichen Entwicklung des ehemaligen feudalen Grossstaates Ungarn und den republikanisch-patrizischen Kleinstaaten der Schweiz beschäftigte ihn sehr: Dank den Voraussetzungen des zähen Fleisses, des archivalischen Spürsinnes und nie erlahmender Forscherfreude arbeitete er sich in die Schweizergeschichte ein und veröffentlichte seine Ergebnisse in gewandter Form. Während Schaffenskraft und Findigkeit ihn bis in die letzten Jahre nie im Stiche liessen, gab er Einbildungsvermögen und Interpretationsfreude dann und wann etwas zu leicht nach. Sie sind es zwar, die manche Arbeiten besonders lesenswert machen, die ihn aber auch zu gewagten Schlüssen verführen mochten, was bei Pionierarbeiten, wie es die seinen gerade auf wirtschaftshistorischem Gebiete oft waren, nicht ungefährlich sein kann. Dass er, als temperamentvoller Verteidiger dieser Ergebnisse, bisweilen mit den Kollegen in Konflikt geriet, ist kaum verwunderlich. Immerhin bleibt zu bedauern, dass einige unter diesen glaubten, den unermüdlich Anregenden als «Neuling» ohne Rücksicht auf seine vielen verdienst-

¹ Sie ist jetzt in Bearbeitung. Hier sei auch darauf hingewiesen, dass der wissenschaftliche Nachlass von Leo Weisz an die Forschungsstelle für RechtsSprache, Rechtsarchäologie und rechtliche Volkskunde der Universität Zürich im Hause zum Rechberg übergegangen ist.

vollen Arbeiten bekämpfen zu müssen. Anderseits ist ihm die Anfeindung auch Stimulus gewesen; denn vermutlich wäre sie für ihn nie ein Grund gewesen, ein Werk oder eine Meinung ungeschrieben zu lassen, die er für vertretbar und publizierenswert gehalten hat. Aus dieser Haltung und aus den schweizerisch-nationalen Gefühlen angesichts der Gefahr des Zweiten Weltkrieges sind seine «Alten Eidgenossen» entstanden, als ein ebenso interessantes wie diskutierbares Werk.

Mit besonderer Aufmerksamkeit spürte er dem ersten Widerhall nach, den schweizerisches Gedankengut, zum Beispiel eines Zwingli, Pestalozzi oder Lavater, im zeitgenössischen Ausland gefunden hatte. Dieses Suchen, zumindest soweit es Ungarn betraf, beruhte auf der Freude, die alte und die neue Heimat in kaum vermutete frühe Beziehungen zueinander zu bringen. Besonders auf dem Gebiet des ungarischen Calvinismus wies er verschiedenste Verbindungen zum Zwinglitum nach (die er zumeist in der Zeitschrift «Zwingliana» publizierte), was ihm 1938 die schöne Auszeichnung des ehrenhalber verliehenen Professorentitels der Universität Debrecen eintrug. Das systematische Verfolgen seiner Ideen zog immer neue Reisen in ausländische Archive nach sich, von denen er unzählige Notizen und Photokopien zurückbrachte und verwertete. Auf diesen Studienfahrten, und ganz allgemein bei seiner Arbeitsweise, erst auf Grund der genauen Kenntnis eines Sachgebietes und der dadurch erworbenen Übersicht über den Stoff frei und mit dem Blick auf den grossen Zusammenhang zu schreiben, waren ihm sein unfehlbares Gedächtnis und seine damit verbundene Assoziationsgabe unentbehrliche Stützen. Er konnte, um eine Auskunft befragt, bis in die letzten Jahre nicht nur ein wegweisendes Werk oder eine Quelle in einem bestimmten Archiv nennen, sondern zumeist auch Standort und genaue Signatur.

Sein Interesse am Entstehen der eigenen Werke endete nie, wie bei manchen Autoren, mit der Vollendung des Manuskriptes und der Ablieferung an den Verlag. Er machte sich ein genaues Bild vom Aussehen des fertigen Buches und half Verlag und Druckerei, dieser Vorstellung möglichst nahe zu kommen. Zur Ergänzung der Texte kannte er das entsprechende Illustrationsmaterial und hatte einen Sinn für dessen Verwendung, der bis in drucktechnische Details ging. Für die Schwierigkeiten eines einwandfreien Umbruches brachte er alles Verständnis auf, ebenso wie er tunlichst kostspielige Autorkorrekturen zu vermeiden wusste. Er verfolgte ein eigenes

oder ein unter seiner Obhut erscheinendes Werk mit fördernder, kritischer Anteilnahme, bis es auf dem Markte war.

Es kann nicht in den Rahmen dieser kurzen Erinnerung an Leo Weisz gehören, alle Werke, die aus der so bestellten Werkstatt hervorgingen, einzeln zu erwähnen, sondern höchstens auf einige von ihnen hinzuweisen. Wie ein heiter besinnlicher Auftakt zu den Arbeiten über Zürich erschienen 1933 Amtmann Heideggers Vorträge «Über den Zürcher Luxus». Aus seiner engen Verbindung mit der «Neuen Zürcher Zeitung» sind die beiden Bände über die «Verfassung und Stände des alten Zürich» (1938) und «Die politische Erziehung im alten Zürich» (1940) hervorgegangen, ebenso die Studien zur «Schweizerischen Exportindustrie» (1936) und «Zur schweizerischen Handels- und Industriegeschichte» (1938 bis 1940) und schliesslich die drei stattlichen Bände (1961 bis 1965) über «Persönlichkeit und Zeitung», die Chefredaktoren der «NZZ» zwischen 1780 und 1885. Neben der kleineren Arbeit über die «Wirtschaftliche Bedeutung der Tessiner Glaubensflüchtlinge» (1958), die sich mit den Muralt, Orelli und anderen befasst, veröffentlichte die Familie Hirzel die Biographien des Bürgermeisters Salomon Hirzel (1930) und seiner Söhne (1951) und die Werdmüllersche Familienstiftung das dreibändige Werk über «Die Werdmüller» (1949), mit dem Leo Weisz eine der besten zürcherischen Familiengeschichten gelang. Dass die auf solche Weise verpflichtete Stadt dem Autor ihr Bürgerrecht erst 1945 erteilte, mag nachträglich etwas erstaunen. Mit der schweizerischen Geschichte befassen sich die erwähnten «Alten Eidgenossen» und «Die Schweiz auf alten Karten» (1945); unter den ausführlichen Firmengeschichten seien etwa jene der Aluminiumindustrie Neuhausen (1942/43), der Metallwerke Dornach (1949) und der Ludwig von Roll'schen Eisenwerke (1953) erwähnt.

Zu den Voraussetzungen all dieser Arbeiten gehört, neben den erwähnten Quellenstudien und Reisen, ein dichtes Netz menschlicher Beziehungen, welche Leo Weisz ungemein viel bedeuteten: Ohne Zweifel verdankte er dem unermüdlichen, schlagfertigen Diskutieren im Gespräch oder korrespondierend fast gleichviel wie seine Partner ihm. Ebenso wie es ihm Freude und förmlich Bedürfnis war, andern von seiner Inspiration zu geben und ihnen Wegweiser sein zu dürfen, war er dankbarer Empfänger von Hinweisen und Gedanken, die ihm neue Aspekte zeigten. Hatte er früher diese für ihn nahezu lebensnotwendigen Gespräche bei zufälligem Zusammentreffen oder – aus guter k. u. k. Tradition – etwa im Kaffeehaus geführt, so ist für

jene, die das letzte Jahrzehnt seines Lebens begleitet haben, seine Studierstube dafür der gleichbleibende Rahmen. Ein Knieleiden liess ihn seit anfangs 1953 unbeweglich werden und beschränkte den dynamischen Gelehrten jahrelang auf die räumliche Enge seines Zimmers. Zunehmend musste er, dem Bibliothek und Archiv die Welt bedeudeten, durch Dritte Forschung für seine Arbeiten treiben lassen, was auch bei bestem Willen der Helfer beschwerlich und weniger fruchtbar wurde. Um so wichtiger waren für den Gefangenén seine Besucher – allen voran natürlich Kinder, Schwiegerkinder und Enkel, denen der praktisch vaterlos Aufgewachsene ein rührender, gemütvoller Pater familias war.

Wenn sich das persönliche Erscheinen eines dringend, ja ungeduldig erhofften Gastes nicht einrichten liess, halfen lange Telephon-gespräche, Postbote und Zeitungen, die wichtigen Kontakte zur Ausenwelt aufrecht zu erhalten. Mochte man etwa die Begrenzung seines Daseins beim Betreten des schmalen, mit Büchern überfüllten Studierzimmers und bei den so berechtigten knappen Klagen auf die Frage nach dem Ergehen empfinden, so sprengte zumeist schon das erste Thema die Grenzen des Raumes: Neue Erkenntnisse über historische Vorgänge; aktuelle Politik; immer neue Pläne für Publikationen – oft mit dem Ruf: «Eine Bombe!» in seinem leicht gesungenen Akzent eingeleitet –, Anekdoten, durch seinen herrlichen Humor ebenso wie durch etwas Médisance pointiert; freundschaftliche, herzliche Anteilnahme an den Sorgen der andern . . ., das mögen Facetten der Gespräche gewesen sein. Die Fähigkeit zum heiteren Disput, welche Glauben und Lebenswille ihm über alle körperlichen Leiden hinweg erhielten, blieb ihm bis zuletzt. Dass sein nahezu unfehlbares Gedächtnis und die Kraft, Begonnenes zu vollenden, durch Krankheit, notwendige Medikamente und Alter in den letzten Jahren nachliesen, war wohl nur natürlich. Nachdem er seinen 80. Geburtstag im Juni 1966 noch hatte feiern dürfen, nun als der endlich Anerkannte, nahmen gegen den Herbst die Beschwerden rasch zu. Kurz nachdem er sich durchgerungen hatte, das seit 1945 ihm gehörende Haus an der Gladbachstrasse endgültig zu verlassen und in ein Pflegeheim überzusiedeln, erlosch sein Leben am 24. Dezember und das seiner lieben Frau kurz darauf im Januar 1967.